

Innerkirchlicher Streit – das Apostelkonzil als wegweisendes Beispiel

Predigt zum 6. Ostersonntag: Apg 15,1-2.22-29; Offb 21,10-14.22-23; Joh 14,23-29

„Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch.“

Wir befinden uns im Abendmahlssaal. Es sind Worte aus den Abschiedsreden, die wir im Evangelium gehört haben. Testamentarische Worte, die Jesus zu den Seinen spricht. Darunter das von einem Frieden, den nur er, Jesus, zu geben vermag und der sich von dem, den die Welt bereithält, deutlich unterscheidet. Oft bleibt dieser einfach nur ein Schweigen der Waffen. Wie es im Innern eines Menschen aussieht, interessiert z. B. den Staat nicht und darf ihn nicht interessieren. Man kann einander hassen und im Herzen unversöhnlich sein, ohne die Klängen miteinander zu kreuzen und so die äußere Ordnung zu verletzen. Für Jesus aber ist der Friede, den er geben möchte, in erster Linie der innere Friede, der Friede des Herzens, die von Herzen kommende Versöhnung. Denn nur dieser garantiert auf Dauer auch den äußeren Frieden.

Um diesen Frieden aber muss auch unter den Jüngern Jesu, d.h. in der Kirche, immer wieder neu gerungen werden. Ein exemplarisches Beispiel dafür, wie dieses Ringen aussehen kann und soll, haben wir in der 1. Lesung aus der Apostelgeschichte gehört. Sie schildert das erste Konzil der Kirchengeschichte, das sog. „Apostelkonzil“, wobei die verschiedenen Wortbeiträge von Petrus, Paulus, Barnabas, Jakobus und anderen im gehörten Lesungsausschnitt ausgelassen sind. Es wird nur das Ergebnis geschildert, das allerdings eine Entscheidung beinhaltet, die man in ihrer Bedeutung kaum überschätzen kann.

Was war der Anlass? Es gibt Streit, heftigen Streit. Aber nicht um Menschlich-Allzumenschliches, sondern um eine zentrale Frage der Lehre. An der Antwort auf diese Frage hing nicht weniger als die Zukunft der noch ganz jungen Kirche: Würde sie einfach nur eine jüdische Sekte bleiben? Oder würde sie zu jener universalen Kirche werden, die sich weit über das jüdische Volk hinaus auf die grenzenlose Weite der heidnischen Welt und damit auf alle Menschen hin öffnen würde?

Ausgebrochen war dieser Streit in Antiochia in Syrien, eine pulsierende Großstadt, die drittgrößte im römischen Reich. Hier hatten sich neben den aus dem Judentum kommenden Christen zum ersten Mal in größerer Zahl auch Heiden zu Jesus Christus bekehrt und taufen lassen. Für Paulus und Barnabas, die führenden Leute in der antiochenischen Gemeinde, war klar, dass die aus dem Heidentum kommenden Christen sich weder beschneiden lassen noch auf das jüdische Gesetz, die Tora, verpflichtet werden mussten. Diese Klarheit hatten jedoch größere Teile der Judenchristen nicht, wohl insbesondere Pharisäer und Schriftgelehrte nicht, die sich hatten taufen lassen.

Warum taten sie sich so schwer? Wir müssen uns kurz in ihre Lage versetzen. Über viele Jahrhunderte hinweg hatte das jüdische Volk die Lust und die Last seiner Erwählung als Gottesvolk getragen. Kernstück jüdischen Glaubens war neben dem strengen Monotheismus das Gesetz, die Tora. In ihr verdichtete sich das Privileg Israels, den Willen Gottes zu kennen. Durch seine Weisungen war Gott dem jüdischen Volk so nahe wie keinem anderen Volk. Im längsten aller Psalmen, in Psalm 119, besingt Israel den unendlich großen Schatz der Tora. Es erfährt die Beglückung, was es heißt, der Tora und damit dem Willen Gottes zu entsprechen. Es erfährt aber auch eins ums andere Mal das Scheitern an der Tora. Wobei es übrigens die Überzeugung gab, dass, wenn alle Juden die ganze Tora nur an einem einzigen Tag vollkommen halten würden, der Messias endlich kommen werde.

Dass nun diese den ganzen Alten Bund so sehr prägende Tora keinerlei Gültigkeit mehr haben und wie ein abgetragenes, zerschlissenes und nicht mehr brauchbares Kleid beiseitegeschoben werden sollte, erschien unvorstellbar und war vielen unerträglich.

Jedenfalls musste diese Frage geklärt werden. Dies aber konnte nicht vor Ort in Antiochien geschehen, sondern war eine Angelegenheit der Gesamtkirche. Sie musste im Einvernehmen mit der Muttergemeinde und den Aposteln, insbesondere Petrus, geklärt werden. Dorthin wurde eine Delegation entsandt, um das Problem vorzutragen und eine klärende und bindende Antwort zurückzubringen. Von Anfang an ging es also auch um Einheit der Kirche.

Was aber stand darüber hinaus auf dem Spiel? Es war nicht Paulus, es war Petrus, der in seiner Rede das Problem auf den Punkt brachte: „*Warum stellt ihr Gott auf die Probe und legt den Jüngern ein Joch auf den Nacken, das weder unsere Väter noch wir tragen konnten? Wir glauben vielmehr, durch die Gnade Jesu, des Herrn, gerettet zu werden.*“

Genau das war die entscheidende Frage: Durch wen oder was werden wir gerettet? Durch unser eigenes Verdienst, nämlich durch Einhaltung der Tora? Oder aus Gnade, nämlich durch Jesus Christus? Ist daher die Tora unser Heil? Oder ist es letztlich allein Jesus Christus?

Die Antwort ist am Ende einhellig und eindeutig: „*Der Heilige Geist und wir haben beschlossen, euch keine weitere Last aufzuerlegen ...*“ Damit war vor allem die Beschneidung, die für viele Heiden ein unüberwindliches Hindernis gewesen wäre, sich taufen zu lassen, vom Tisch.

Ist damit die Tora tatsächlich einfach beiseite gewischt worden? Nein, so kann man es nicht sagen. An die Stelle der Tora tritt Jesus Christus, ja. Aber als der, der die Tora uneingeschränkt erfüllt hat. Er, dessen Speise es war, den Willen des Vaters zu tun (vgl. Joh 4,34), er ist die erfüllte Tora in Person. Zugleich hat er alle Übertretung der Tora und des Willens Gottes am Kreuz *für uns* auf sich genommen, getragen und gesühnt. Weil Jesus es *für uns* getan hat, ist er – und nichts und niemand anderer – unser Heil.

Nun geht aber der zitierte Satz noch weiter und gibt uns einen guten und lehrreichen Hinweis für die heutigen Auseinandersetzungen in der Kirche. In der wesentlichen Frage: *Ist Christus oder ist (auch) das jüdische Gesetz unser Heil?*, konnte es keinen Kompromiss geben. Es gibt Essentials unseres Glaubens, die nicht aufgebbar sind, ohne ihn zu verraten. Anderes aber ist durchaus situationsbedingt, unterliegt kulturellen Gepflogenheiten und ist daher veränderlich. So hat man auf dem Apostelkonzil die Klugheit gehabt, der „unterlegenen Partei“ einige für sie wichtige Punkte zuzugestehen: nämlich das Meiden von Götzenopferfleisch, Blut und Ersticktem sowie Unzucht (wahrscheinlich war damit die Heirat unter zu nah miteinander Verwandten gemeint). Diese vier Punkte spielten schon bald keine Rolle mehr. Aber auf diese Weise wurde die Einheit auch mit denen gewahrt, die in Bezug auf die Tora enger dachten als das Konzil insgesamt.

Vielleicht könnte man es so auf den Punkt bringen: Bei allen Auseinandersetzungen in der Kirche wird nie eine Partei vollkommen im Recht und die andere vollkommen im Unrecht sein. Innerhalb des Friedens Christi und um dieses Friedens willen gilt es, aufeinander zu hören, die Gründe der Gegenseite zu bedenken und die eigenen nicht absolut zu setzen.

Mir scheint: das gilt für die Kirche insgesamt, aber auch für eine Gemeinde, für unsere Gemeinde. Das Hören aufeinander, nicht weniger aber das gemeinsame Hören auf den Heiligen Geist ist immer wieder notwendig, damit der Friede Jesu die Kirche erfülle. Beten wir, nicht zuletzt für die Kirche in Deutschland, aber auch für unsere Gemeinde, um diesen Geist der Einheit und des Friedens.

Bodo Windolf